

brauchen nicht zu wählen, und es ist die Aufgabe des Christen, die Wahl: sozialer Fortschritt oder Freiheit der Person abzulehnen, denn es gibt ein Mittel, den sozialen Fortschritt in einer Ordnung der Freiheit zu verwirklichen, und unsere kollektive Schuld ist es, nicht beizahlen diesen Weg eingeschlagen zu haben. Und eben

darum sind wir nicht vollkommen unschuldig an dieser furchtbaren menschlichen Ungerechtigkeit.

Bitten wir also Gott um Verzeihung für die Henker, für uns selber, für alle Ungerechtigkeit der Welt und für die unseres eigenen Egoismus: „Erbarme Dich unser, Herr, in Deiner großen Barmherzigkeit!“ (Ps. 50).

Die Kirche in den Ländern

Das Martyrium des Kardinals Mindszenty

Kardinal Mindszenty hat also doch eine neue Form des Martyriums an sich erfahren müssen: „die Strafe, vor der Welt dazustehen als eine rohe Karikatur seines wahren Selbst,“ wie „Catholic Herald“ sich ausdrückte. Die Herder-Korrespondenz hat in ihrem Bericht im vorigen Heft (3. Jhg., H. 6 S. 268) die Befürchtung ausgesprochen, es könnte den ungarischen Machthabern am Ende doch gelungen sein, das Bild dieses Mannes vor der Welt in das eines politischen Phantasten umzufällen.

„Tor um Christi willen“ (1. Kor. 4,10)

In der Tat hat sein Verhalten vor Gericht selbst in katholischen Kreisen jener Länder, die den totalen Staat nur vom Hörensagen kennen, mindestens für einen Augenblick einen Schock erzeugt. Der „Catholic Herald“ schrieb seinem englischen Publikum am 12. Februar: „Sollte irgendein Beweis dafür erbracht werden, daß Kardinal Mindszenty sein hohes Amt unzureichend ausgefüllt hat, können wir den Lesern versichern, daß sie in diesen Spalten davon hören werden. Das Ansehen der Kirche steht und fällt nicht mit dem Benehmen einer Person, wie hoch sie auch stehen mag.“ Dann bekundet das Blatt dem kommunistischen Gericht sein Mißtrauen, um in englischer Fairneß sogleich hinzuzufügen, man könnte ja den Kardinal vor ein internationales Gericht stellen, wenn man die Welt von der Wahrheit überzeugen wollte. Ganz gewiß hat ein so hervorragender Publizist wie Michael de la Bedoyere sein persönliches Urteil über Mindszenty und seine Feinde. Er mußte die erwähnten Sätze für seine Leser schreiben, er mußte „ad hominem“ argumentieren. Daß indes eine solche Sprache notwendig war, scheint ein neues Zeichen dafür zu sein, daß die westliche Welt, miteingeschlossen die Katholiken, von der Dämonie des totalen Staates noch nichts verspürt hat. Man schleift seine Waffen gegen die „Gangster“ des Ostens und versucht das drohende Unheil abzuwenden, indem man immer von neuem ein „fair play“ anbietet. Man kann den totalen Umsturz der Werte, Begriffe und Ideen nicht fassen, der sich im absoluten und bewußten Atheismus vollzogen hat. Man schließt die Augen davor, daß im positiven Atheismus der Dämon an Gottes Stelle getreten ist, und daß der atheistische Staat oder das Kollektiv, welches über den Staat verfügt, etwas Dämonisches ist, das sowohl die Waffen wie die Diplomatie verspottet. Solange es bei

dieser Hilflosigkeit des modernen Denkens bleibt, werden die Martyrer, die dem „neuen Gott“ in die Hände fallen, ein erniedrigenderes Los haben als ein Thomas More.

Selbst der „Osservatore Romano“ schrieb im Augenblick der Urteilsverkündung einige Sätze, deren Formulierung auffallend war. Sie wurden zwar nur im ersten Teil der Auflage gedruckt und waren in dem Exemplar, das unserer Redaktion vorlag, nicht enthalten. Aber ein Teil der Weltpresse, vor allem das englische Blatt „New Statesman“ und „Manchester Guardian“ griffen sie auf, um sie dahin zu deuten, daß auch der Vatikan seine Haltung gegenüber Kardinal Mindszenty revidiert habe. „Osservatore Romano“ schrieb: „Kardinal Mindszenty standen zwei Wege offen: der Weg der Unwahrheit und der Weg der Feigheit. Entweder alles zu leugnen oder alles zugeben. Er wählte den Weg der Rechtlichkeit und Ehre. Er gab zu, was wahr war und stritt ab, was falsch war.“ Im weiteren Zusammenhang wurden diese Sätze dahin erläutert, daß Kardinal Mindszenty im Bewußtsein seiner Verpflichtung als Primas von Ungarn zu den Angelegenheiten der Nation Stellung nahm, daß er sein Bedauern aussprach, wenn er dabei mit den Gesetzen in Konflikt gekommen sein sollte, daß er aber die Möglichkeit nicht ausschloß, daß diese Gesetze gegen das Gewissen verstießen, und daß er schließlich nichts von seinen religiösen Überzeugungen und Tätigkeiten zurücknahm. Wer in jenem Augenblick diese Sätze des vatikanischen Blattes las, konnte vielleicht tatsächlich das Gefühl haben, hier würde ein Rückzugsgefecht geführt, hier würde zugegeben, daß etwas „wahr“ war an dem Budapester Prozeß.

Sehr gut traf nach unserer Meinung die „New York Herald Tribune“ den Sachverhalt, wenn sie schrieb: Kardinal Mindszenty hat „eine größere und geschichtlich bedeutendere Haltung eingenommen, als viele seiner glühenden Verteidiger sie ihm zugestanden“. Er habe die Rolle eines Priesters, der mit gemeinen Mitteln an den Galgen gehetzt wird, verschmäht und die Verantwortung auf sich genommen, die seine Stellung ihm gegenüber der Kirche wie dem Volk auferlegte. Er hatte es zu tun mit einem Staat, der seiner religiösen und philosophischen Überzeugung von Grund auf entgegensteht. Dann heißt es: „Dies ist das große Dilemma unserer Zeit. Für die meisten ist die Lösung nicht zu schwierig. Der gewöhnliche Mann kann eine Seite wählen und der anderen entgentreten. Der Kardinal stand vor einem größeren Problem... Er mochte bereitwillig das Martyrium auf sich nehmen von einem feindseligen Staat.“

Aber was war seine Pflicht gegenüber dem katholischen Volk, das er hinter sich hatte? Die alte klare Trennung zwischen geistlicher und zeitlicher Gewalt ist nicht mehr länger gangbar angesichts einer neuen zeitlichen Gewalt, die auch auf die Geister und Seelen Anspruch erhebt . . .“

Wenn nun aber die amerikanische Zeitung im Anschluß an diese Ausführungen die Hoffnung ausspricht, der Kardinal könnte durch seine Schlußrede im Prozeß „eine Brücke zwischen dem katholischen Glauben und dem ungarischen Volk gelassen haben“, fürchten wir, daß diese Hoffnung ebenso wie die Brücke sehr bald ins Wasser fallen wird.

Auch katholische Blätter machten sich am 12. Februar die Ansicht zu eigen, das Schlußwort sei der Schlüssel zu dem ganzen Problem, und der Kardinal, der vor seiner Verhaftung kämpfte, sei nunmehr zum Hirten geworden, der aus Sorge um die Not der Seelen zur Versöhnung und zum Frieden beitragen wollte und dafür auch das letzte hergab, was er noch besaß, nämlich das Prestige seiner Persönlichkeit und seine Ehre, — in diesem Sinne schrieb damals das englische „The Tablet“. — Wird nicht dadurch die Gestalt des Hirten karikiert, der seine Herde vor dem Einbruch des Wolfs zu schützen trachtete? Das Schlußwort ist kein Schlüssel, sondern, wie wir im letzten Bericht schrieben, ein „dumpfer Nachhall“ einstiger Größe, die nun zerstört war. Die neueste Entwicklung hat gezeigt, daß Kardinal Mindszenty auch weiterhin zum „Objekt“ einer diabolischen Spekulation gemacht wird.

Der Kardinal als Faustpfand

Die ungarische Regierung hat nämlich bekanntgegeben, daß für den Termin des Appellationsverfahrens keine gesetzliche Frist bestehe, daß es also beliebig lange hinausgeschoben werden kann. Inzwischen wird die Regierung erneut versuchen, zu einem Übereinkommen mit der Kirche zu gelangen. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, daß der Kardinal dabei als Geisel und Faustpfand dienen muß. Je nach dem Lauf der Verhandlungen hat man es in der Hand, sein Schicksal zu verschlimmern; denn das Berufungsgericht kann ja die Strafe auch verschärfen — oder es auch zu mildern. Inzwischen füttert die Regierung die Bischöfe mit Appellen des Kardinals, sie möchten zu einem Kompromiß kommen, wie „The Tablet“ es ausdrückt.

Die ungarischen Bischöfe scheinen unter einem schweren Druck zu stehen. Schon ihre Verlautbarung vor Beginn des Prozesses zeigt das. Sie erklärten damals, wenn die Veröffentlichung der Regierung richtig ist, daß sie keine Stellung zum Fall Mindszenty einnehmen und seine Sache der weisen Erwägung der ungarischen Regierung anvertrauen wollten. Der Bischof von Szeged, Msgr. Hamvas, erklärte außerdem nach übereinstimmenden Meldungen der Budapester Zeitungen, in Ungarn bestehe volle Religionsfreiheit. Vor Beginn des Prozesses wurde ferner der Budapester Klerus vor den Bürgermeister gerufen, der sämtliche Geistlichen persönlich dafür haftbar machte, daß keine Unruhen entstünden. Es ist gar kein Zweifel möglich, daß die Regierung auch jetzt Drohung und Verführung spielen läßt, um die Kirche gefügig zu machen. Daß die Auswertung des Budapester Urteils dabei einen Trumpf bedeutet, liegt auf der Hand. Der Brief des Heiligen Vaters an den ungarischen Episkopat mit

seiner deutlichen Tendenz, die Bischöfe zu stärken, wird zweifellos verhüten, daß in irgendeiner Form wesentliche Zugeständnisse an die Regierung gemacht werden. So wird also Kardinal Mindszenty's Schicksal nach aller Voraussicht noch eine Zeitlang in der Folter des Gewissens bestehen, ehe es sich erfüllt.

Folter des Gewissens

Wenn wir von der „Folter des Gewissens“ sprechen, in der wir neben der „Karikatur vor dem Angesicht der Welt“ den zweiten Wesenszug dieses Martyriums erblicken, wollen wir damit sagen, was nach unserer Ansicht dem Kardinal während seiner Untersuchungshaft und im Prozeß angetan worden ist. Die Fülle von Einzelheiten, die inzwischen über den Prozeß bekannt geworden sind, kann hier nicht wiedergegeben werden. Wir müssen diejenigen Leser, die sich darüber im einzelnen unterrichten wollen, auf die ausgezeichneten Darlegungen der englischen Zeitschrift „The Tablet“ (12., 19., 26. 2. 1949) verweisen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Kardinal Mindszenty durch irgendwelche Einflüsse, die nach wie vor uns unbekannt bleiben, veranlaßt worden ist, seine Auffassungen zu ändern und einzugestehen, daß er sich geirrt hat. Es darf aber ebensowenig vergessen werden, daß er in seinem letzten Wort vor der Verhaftung diese Möglichkeit voraussah und voraussagte. Was dazwischen liegt, ist die Dämonie, der es gelang, ihm seine Überzeugung zu nehmen, daß sein kompromißloser Kampf nicht nur ehrlich, sondern auch richtig war, und ihm dafür jene Gefühle einzuflößen, die man nunmehr als „Friedensbereitschaft und Hirtensorge“ kennzeichnet, die aber in Wahrheit zu einem Kompromiß mit dem Dämon führen würden. Was dieser innere Umschwung dem Gewissen dieses Mannes angetan hat und antut, können wir nicht ermessen, aber wir glauben, es mit dem Olbergsleiden des Herrn und mit seiner Verlassenheit am Kreuz vergleichen zu sollen, wie denn überhaupt dieser Leidensweg an die Erniedrigung des Herrn gemahnt.

Wir glauben nicht, daß es notwendig oder auch nur angemessen ist, Kardinal Mindszenty zu bedauern, wie jene es tun, die es für richtig halten, von einer „politischen Haltung“ zu reden, die er eingenommen habe und die nicht alle Katholiken teilen würden. Die englische katholische Frauenführerin Barbara Ward hat trefflich bemerkt: Kompromiß oder nicht, es kommt immer auf dasselbe hinaus. In der endgültigen Auseinandersetzung zwischen dem Kommunismus in seiner heutigen konkreten Gestalt und dem Christentum gibt es kein Arrangement, und jede vorläufige Abmachung aus „Hirtensorge“ zögert nur hinaus, was eines Tages dann doch eintritt: die Verfolgung derjenigen, die sich gegen den „neuen Gott“ entscheiden. Der Kardinal bedarf unseres Mitleids nicht.

Wir glauben aber auch nicht, daß es einen Sinn hat mit Protesten zu reagieren, um von Handelssanktionen und Atombomben zu schweigen. „Catholic Herald“ schreibt am Ende seines Berichts über die große Londoner Protestkundgebung: „Nach Empfang des päpstlichen Segens . . . gingen die Bischöfe, die Peers und das gewöhnliche Volk nach Hause und konnten in Frieden schlafen, während der Kardinal in Budapest sein Schicksal erwartete.“ Wer davon überzeugt ist, daß dieser Kampf die Ebene

des Politischen, des Kirchenpolitischen, ja des Menschlichen verlassen hat, daß er geht „nicht gegen Fleisch und Blut, sondern gegen die Mächte, gegen die Gewalten, gegen die Herrscher dieser finsternen Welt, gegen die bösen Geister unter dem Himmel“ (Eph. 6, 12), der weiß, daß wir „die Waffenrüstung Gottes“ anlegen müssen, um zu bestehen.

Islam und Christentum heute

Neben dem Christentum gibt es noch eine große monotheistische Weltreligion, den Islam. Die Anhänger dieser beiden Glaubensbekenntnisse zu dem Einen lebendigen Gott leben in großen Gebieten, nämlich in Nordafrika und im Nahen Orient, in steter Berührung miteinander. Die Beziehungen zwischen den beiden Religionen sind aber im Laufe von zwölf langen Jahrhunderten fast immer gespannt gewesen, und religiöser Fanatismus auf beiden Seiten hat sich in jahrhundertelangen Kriegen ausgetobt. Heute besinnt man sich auf beiden Seiten, daß der Feind nicht mehr die andere Religion, sondern die Religionslosigkeit ist, und daß es zwischen denen, die an Einen Gott glauben, eine Gemeinsamkeit geben muß, die ihnen erlaubt, Seite an Seite gegen den modernen Atheismus zu stehen.

Theologische Basis

„Rhythmes du Monde“, die französische Vierteljahresschrift zur Förderung des Verständnisses der fremden Kulturen in den Missionsländern, hat das dritte Heft des Jahres 1948 den Problemen des Zusammengehens mit dem Islam gewidmet. Im Vorwort dieses Heftes wird gesagt, daß es sich bei diesem Zusammengehen darum handle, die übernatürliche Bezogenheit des Menschen überhaupt zu retten. Beide Religionen bekennen, daß es „keinen Gott gibt außer Gott“. Gewiß ist das nicht das ganze Glaubensbekenntnis des Islam. Aber sollte es nicht im gegenwärtigen Augenblick mehr auf dieses Bekenntnis zu Gott als auf die Nachfolge des Propheten ankommen? Beide Religionen bekennen auch die Unsterblichkeit der Seele und das Leben nach dem Tode, wenn auch ihre Vorstellungen von diesem verschieden sind. Aber sie können gemeinsam der heutigen Welt verkünden, daß wir nicht auf Erden eine bleibende Statt haben, auch wenn das „irdische Paradies“ noch so schön organisiert wird.

Der Glaube des gewöhnlichen mohammedanischen Gläubigen ist natürlich ebenso vereinfacht und oft entstellt wie der des durchschnittlichen Christen. In der Christenheit hat man sich seit langen Jahrhunderten vielleicht viel zu sehr an diese Oberfläche des Islam gehalten, um erkennen zu können, eine wie breite Basis der Gemeinsamkeiten trotz allem zwischen den beiden Religionen vorhanden ist. Heute gibt es einige wenige Kenner, die diese Basis wieder freilegen, um dadurch das Bündnis der beiden Religionen gegenüber dem gemeinsamen Feind, der Gottlosigkeit, zu erleichtern. „Rhythmes du Monde“ veröffentlicht einen Auszug aus einer Vortragsreihe von Professor Louis Massignon, der ein besonderer Kenner des Koran ist. Seine Interpretation dieses heiligen Buches des Islam geht zwar in viel größere Tiefen als die heute übliche rationalistische Auslegung bei seinen Anhängern

selber, deckt sich aber mit gewissen alten mohammedanischen Überlieferungen. Das Problem, das ihn vor allem beschäftigt und das ja auch tatsächlich für die Verständigung zwischen Christen und Mohammedanern das wichtigste ist, ist die Auffassung des Koran von Maria und Jesus. Unter den Christen ist es in der Tat viel zu wenig bekannt, was für eine einzigartige Rolle vor allem Maria in dem heiligen Buch des Islam spielt.

Die arabische Welt Mohammeds galt als die Nachkommenschaft Ismaels, d. h. zwar wohl als Nachkommenschaft Abrahams und Erben von dessen Verheißung, jedoch ausgeschlossen von der Verheißung an Israel. An Israel war der Messias versprochen, und für Mohammed war der Messias in der Person Jesu zu den Juden gekommen, allerdings nicht als Gottmensch, sondern als der letzte und größte der Propheten. Seine messianische Rolle galt aber nur für Israel, während die übrige Nachkommenschaft Abrahams nur der Wiederkunft des Messias zum letzten Gericht unterstand. Von dem Messias (Jesus) hat Mohammed jedoch im Gegensatz zu den gesetzegläubigen Juden betont, daß Jesus und seine Mutter rein, jungfräulich und heilig waren, ja die einzigen menschlichen Wesen, deren Empfängnis unbefleckt, unberührt vom Teufel war. Und er lehrte, daß die Welt in der Stunde des Gerichtes nach diesem Zeichen der Unbefleckten Empfängnis Mariä gerichtet und verdammt werden würde. Die Frage, ob Jesus Gott sei oder nicht, ist nach dem Koran unentscheidbar bis zum Jüngsten Gericht, wo jenes Zeichen erst gesetzt werden wird.

Massignon sagt, daß dieses „Zeichen der Beiden“, das im Koran skizziert ist, dem mohammedanischen Leser wohl kaum klarer sein dürfte als das „Zeichen der Drei“ vor Abraham in Mambre für den rabbinischen Leser der Bibel. Aber unzweifelhaft hat Mohammed vor den Juden in Medina dafür Zeugnis abgelegt, und zwar um die absolute Transzendenz Gottes zu beweisen entgegen der Hoffnung der Juden auf einen Messias, der durch seinen Vater von David abstamme. Denn der ganze Protest des Islam gegen die Menschwerdung Gottes richtet sich gegen eine fleischliche Vaterschaft, und sein Zeugnis für die Unbefleckte Empfängnis bekräftigt die jungfräuliche Mutterschaft als höchstes Gleichnis Gottes in der Frau.

Ein weiteres: so sehr Mohammed sich auch auf das alte Testament stützt, so geht er doch über die jüdische Enge hinaus, indem er immer wieder betont, der Gott Abrahams sei ein Gott aller, nicht nur des jüdischen Volkes.

Die meisten der geistlichen Schriftsteller des Islam glauben, daß die zweite Ankunft Christi, die sie sehnsüchtiger erwarten als wir, daran gebunden ist, daß wir zu ihnen kommen. Für sie wie für uns beginnt die Wiederkunft Christi stufenweise in den von Glauben glühenden Seelen in einer Ordnung evangelischen Lebens. Christus ist für sie der Geist einer alleingültigen Ordnung der Vollkommenheit. Was sie bei uns besonders anzieht, sind die kontemplativen Orden.

Trotz alledem äußert sich Massignon nur sehr zurückhaltend über die Aussichten einer Verständigung zwischen den beiden Religionen, vor allem auch, weil er glaubt, daß es „spät an der Zeit“ ist. Auf mohammedanischer Seite sieht er jedoch eine günstige Voraussetzung darin, daß die religiöse Überlieferung des Islam daran glaubt, daß die großen Männer des Opfers und des Gebets, die Freunde des Gottes Abrahams, die das geistige